

Unordnung herrscht, etwa die europäische Gerichtshoheit anerkannt würde. Die Räuber kümmern sich um keine Gerichtshoheit, sondern rauben, was sie bekommen können. Ja, es ist nicht einmal so, daß an Orten wie Schanghai, wo der internationale Stadtrat Polizei- und Verwaltungshoheit ausübt, Ordnung herrschte. Auch dort wird gestohlen und geraubt und werden reiche Leute zum Zweck der Erpressung von Lösegeld entführt, und die fremde Verwaltung ist diesen Zuständen gegenüber zum mindesten ebenso machtlos wie die chinesische.

Es handelt sich hier um Stürme historischer Entwicklung, die man einfach überstehen muß. In solchen Zeiten lebt es sich dort wie etwa in einem brennenden Gasthaus. Es wäre töricht, wenn die Gäste sich, wie gewohnt, zu Tisch setzen wollten und ihre gewöhnlichen Mahlzeiten verlangen würden und die Hotelleitung verantwortlich machten, wenn der Betrieb nicht tadellos funktioniert. In solchen Fällen muß auch der Gast ein Einsehen haben, etwas nachsehen, ja vielleicht, wo er kann, aktiv zur Hilfe bereit sein. Wer das nicht will, wird — was ihm ja freisteht — besser das Hotel verlassen. Nichts Unangenehmeres als schimpfende Hotelgäste, wenn es sich um höhere Gewalten handelt.

Wir wollen hoffen, daß diese Zeiten für China nicht zu lange dauern; denn auf die Dauer sind sie nicht möglich. China ist heute nicht mehr allein. Es steht inmitten einer intensiv auf Fortschritt bedachten Menschheit. Nur die gegenseitige Eifersucht seiner Nachbarn und die Schwierigkeit der Lage haben bis jetzt verhindert, daß Chinas Unglück von einer fremden Macht ausgenutzt wurde. Aber es wird Zeit, daß alle wahren Freunde Chinas über die Schranken der Parteien hinweg sich vereinigen, um dem gemeinsamen Unglück entgegenzutreten und China wieder frei und groß zu machen; denn nur ein freies und großes China liegt auch im wahren Interesse der ganzen Menschheit und ihrer friedlichen Weiterentwicklung.

CHINESISCHER BILDERSAAL

DU FU, DER DICHTER DER LEIDENSCHAFT

VON DAULING HSÜ

Es heißt an einer Stelle im Dso Dschuan: „In der ältesten Zeit schuf man auf dreierlei Weise: erst durch Sein (in Kraft des Geistes), dann durch Tun, dann durch Reden.“ Es gibt verschiedene Auslegungen dieser Stelle, aber steht das eine nicht fest, daß die Vollendung des Ideals sich in drei Stufen vollzieht: erst das Selbst, dann die Mitwelt, dann die Nachwelt? Oder soll es bedeuten, daß es im Grunde gleich ist, ob man etwas durch sein Sein, durch sein Tun oder durch

sein Reden verwirklicht, und daß der Weg jeweils nur von den äußeren Umständen abhängt? Konfuzius sagt: „Wer das innere Sein hat, hat auch die Worte; wer Worte hat, hat nicht immer auch das innere Sein.“ Hier haben wir eine leise Andeutung der Lockerung des Verhältnisses. Ich glaube, der Meister sagte das nicht ohne Wehmut. Er wußte schon sehr früh, daß die Verwirklichung seiner Wünsche, die Regierung eines Yau, eines Schun wiederherzustellen, ihm nicht vergönnt war.

Nach Konfuzius trat Mong Dsi auf. Er war selbst vorzugsweise Redner, obwohl er jeden Redner verachtete. Es war ihm zu gefährlich, daß Leute, die keine großen Männer waren, doch mit ihren Worten die Mitwelt bewegen, bestimmen konnten. Die vielen Philosophen dieser Zeit, messen wir sie an der Grundanschauung konfuzianischer Ethik, liefern hierfür ein unwiderlegliches Zeugnis.

Seit der Hanzeit, nachdem einige große Schriftsteller wie Dung Dschung Schu, Gia I und Si-Ma Tsiën die Sprache zu einer unermeßlichen Höhe geführt hatten, kannte die chinesische Kultur zwei Formen: die Bildung des Ichs, die Formung der Sprache. Was in der Antike vorwiegend als eine Teiläußerung eines in der Wirklichkeit Ganzen erschien und was Mong Dsi so ungern durch schlechte Hände mißbraucht wissen wollte, wurde jetzt eine Kulturgröße. Als was für eine Tragik würde die alte konfuzianische Schule das empfunden haben!

Und so bedurfte es nur noch eines Schrittes dazu, daß die Tangzeit Briefe und Gesetze in Halbversform schrieb und das Staatsexamen, das den Bürgern den Weg zu staatlichen Ämtern erschloß, in Anfertigung einiger Gedichte bestand.

Han Yü (in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts nach Chr.) gebührt das große Verdienst, dieser Bewegung entgegengewirkt zu haben. Er verwarf jedes mühselige Erlernen sprachlicher Feinheiten und das Bestreben nach eleganter, kunstvoller Ausdrucksweise. Er sagte, große Menschen sprächen notwendig unsterbliche Worte, während die Worte kleiner Menschen, wenn sie selbst ihr ganzes Leben der Sprache — nicht ihrem eignen Ich — widmen, dennoch schnell vergänglich seien. Er sagte nicht, daß die Ausbildung des Stils, wie sie vielleicht Dschuang Dsi geübt, verwerflich sei, aber er meinte, sie sei mit der Bildung der Persönlichkeit untrennbar verbunden. Und so hat er, wie er selbst sagt, sich nie um diese Kunst bemüht und ist dennoch ein Schriftsteller geworden, der, wenn auch nicht der größte, so doch unstreitig einer der gefeiertsten in der ganzen chinesischen Literaturgeschichte ist und der mit seinem Stil vielleicht am meisten Schule gemacht hat.

Seitdem trennen sich die Wege. Einerseits gewann die Kunst des Stils immer mehr an selbständiger Bedeutung, wie z. B. bei den poetischen Formen der

Rhapsodie (Tsi) in der Sungzeit und der achtteiligen Chrie (Ba Gu) in der Ming- und Tsingzeit, diesen folterartigen Formregeln der Poesie und der Prosa; andererseits gibt es literarische Werke, bei denen die Bildung des Ichs und die Formung der Sprache im Autor ein untrennbares Ganzes bilden. Ja, man verlangt von einem guten Schriftsteller geradezu, daß er auch als Mensch bedeutend sei. Das schöne Musikdrama Yen Dsi Dsiën erregt bei jedem Leser das lebhafteste Bedauern, daß es den habsüchtigen und niederträchtigen Kanzler Yüan Yüan Hai zum Autor haben mußte, und der vielbeschimpfte und verhaßte Tsin Gui (der Verleumder des Generals Yüo Fe), dessen Eisenstatue seit Jahrhunderten vor dem Grabe des großen Generals kniend Wache hält, soll nach der Geschichte ein vorzüglicher Literat gewesen sein. Aber was weiß man von seinen Werken?

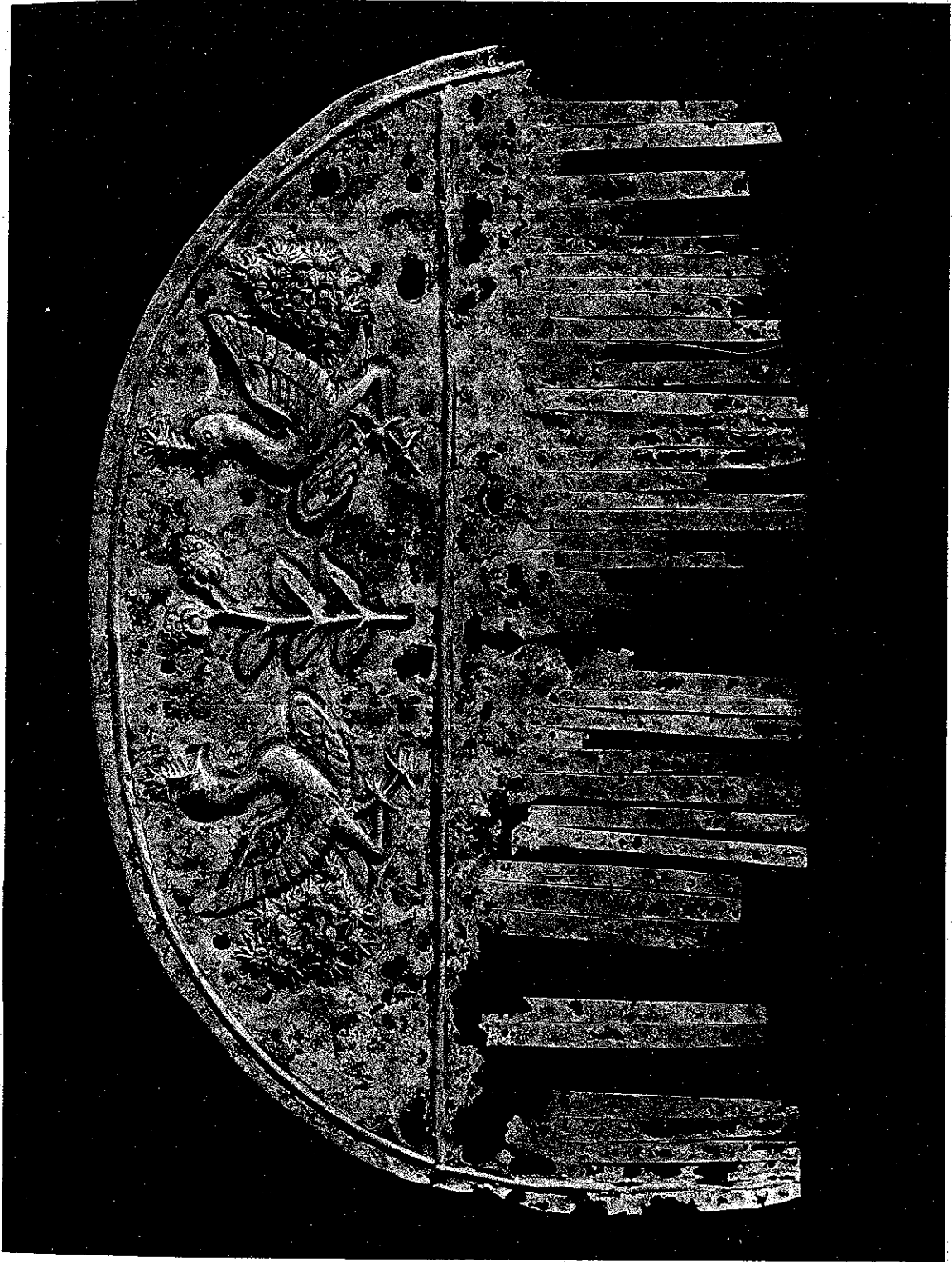
Und so ist die allgemeine Erwartung eines Chinesen, obwohl er selbst sein halbes Leben damit verbringt, einen guten Stil in der Prosa schreiben zu lernen oder in der Poesie nicht allzu Unerträgliches zu produzieren, doch berechtigt, daß ein berühmter Schriftsteller, von dem man das oder jenes liest, zugleich eine große Persönlichkeit sein müsse.

Anders bei Du Fu. Es gibt wohl kaum einen lesenden oder schreibenden Chinesen, der nicht einige Gedichte von Du Fu auswendig weiß, kaum einen Schriftsteller, der Du Fu als Dichter nicht über alle anderen verehrt. Aber wieviele wissen, was Du Fu in seinem Leben getan hat? Es gibt eine Reihe von Schriften, die über sein Leben berichten, Lebensbeschreibungen und Anekdoten, aber enthalten alle diese etwas an Ereignissen und Begebenheiten, die nicht jedem Menschen tagtäglich widerfahren könnten?

Es ist nicht übertrieben, wenn man Du Fu den Dichter des Unglücks nennt. Er ist der berufene Sänger menschlicher Mißgeschicke. Glühender Patriot, der er war, mußte er erleben, wie die Dynastie von rebellischen Verschwörern bedroht wurde und der Kaiser die Flucht ergreifen mußte. Ein herzlich anhänglicher Familienvater, mußte er lange Jahre in der Fremde weilen, getrennt von Gattin, Kindern und Brüdern, die er unendlich liebte. Ein träumerischer Idealist, dem der Weg zu Tat und Werk verschlossen blieb, fühlte er sich sein ganzes Leben lang verkannt und einsam. So verstehen wir, warum seine dichterische Tätigkeit unaufhörlich zunahm und seine Dichtung immer mehr von Jammer und Elend und von bitterstem Unmut erfüllt war.

Du Fu lebte von 713 bis 771 n. Chr.¹ Er stammte aus einer alten Gelehrtenfamilie. Seine Jugend fiel in die ersten Jahre des Tangkaisers Hüan Dsung. Dieser hatte eine lange Regierungszeit: von 713 bis 755. Seine Regierung teilt

¹ Florence Ayscough gibt in ihrem Tu Fu (London, 1929) die Lebenszeit des Dichters mit 712—770 n. Chr. an.



sich aber in zwei Perioden. In der ersten war er ein junger, glühend strebsamer Herrscher, der tüchtige, edle Elemente zu den hohen Ämtern heranzuziehen verstand, und in dieser Zeit stand das Reich an Reichtum und Wohlstand der berühmten Dschen-Guan-Periode (624—644) nicht nach. In der zweiten verlor er sich, durch den Erfolg der ersten strebsamen Jahre verführt und erschläfft, in Liebe und Musik, in Luxus und Bequemlichkeiten. Am Hofe standen nur niedrige, schmeichlerische Gesellen in Gunst, die durch Tanz und Musik, Feste und Bauten die Staatseinkünfte verschwendeten und das Volk zur bittersten Unzufriedenheit brachten. So war es kein Wunder, daß im Jahre 755 ein rebellischer General seine Waffen gegen den Kaiser kehrte und in kurzer Zeit mehrere Provinzen eroberte. Der Kaiser mußte die Flucht ergreifen und abdanken. Der Kronprinz bestieg den väterlichen Thron, sammelte um sich einen Stamm dem Herrscherhaus ergebener Truppen und gewann allmählich die verlorenen Städte wieder zurück, die aber meistens nur noch Trümmer und Asche waren. Alle Gelder, die erspart, alle Paläste und Mauern, die erbaut waren, waren mit einemmal vernichtet. Es heißt an einer Stelle bei Du Fu:

„Zerstört ist das Reich,
 Geblichen nur Berge und Flüsse;
 Der Frühling zieht in die Stadt:
 Nichts als Gräser und Kräuter!“

Alles, was jahrelange Unruhen mit sich bringen, Armut und Elend, Grausamkeit und Unrecht, hatte Du Fu unmittelbar miterlebt.

Du Fu war von Hause aus arm. In der Jugend konnte er sich kaum ernähren und wanderte in den Provinzen Wu, Tschu, Tsi und Dschau herum. Mit 25 Jahren unterzog er sich dem höchsten Staatsexamen und versagte. Im Jahre 751, als der Kaiser Hüan Dsung im Tai-Tsing-Palast seinen Ahnen Opfer brachte, schrieb er die drei Da Li Fu (Beschreibung der großen Zeremonien), die dem Kaiser gefielen und ihm eine kleine Anstellung einbrachten.

755 ging er von Tschang An, der damaligen Hauptstadt, nach Fong Hiën, und im Winter dieses Jahres brachen die Unruhen aus. Im folgenden Frühjahr wanderte er nach Fong I, Fu Dschou, Dschü Dschou, — immer um den rebellischen Truppen auszuweichen. Im 6. Monat floh der Kaiser Hüan Dsung nach Si Tschuan, im 7. bestieg der Kronprinz den erblichen Thron in Ling Wu, um den Oberbefehl über die vaterländischen Freiwilligen zu übernehmen. Du Fu wollte dorthin; unterwegs geriet er unter die feindlichen Truppen und blieb ein halbes Jahr gefangen.

757 entkam er der Gefangenschaft, gelangte zu dem jungen Kaiser und erhielt eine bessere Anstellung für die erwiesene Treue. Aber sehr bald fiel er

wieder in Ungnade, als er den verbannten Kanzler Fang Guan, der sein Freund war, verteidigte. Noch desselben Jahres wurde er nach Fu Dschou versetzt, im folgenden Jahr nach Hua Dschou. Immer weiter von der Familie getrennt, in immer fremdere und unfreundlichere Gegenden vertrieben, gab er 758 seine amtliche Stellung auf und wanderte nach Tsin Dschou, Tschü Gu, Tië Tang, Tung Gu usw.

Die Jahre 761—764 verbrachte er zum großen Teil in Tscheng Du, wo ihm sein Gönner Fe Miën ein Häuschen (das berühmte Tsau Tang) hatte bauen lassen. Hier konnte er einige Zeit mit seiner Familie vereinigt zubringen und einen Augenblick seines Lebens sich wohl und glücklich fühlen. Von hier aus unternahm er wiederum mehrere kleine Reisen, so nach Dsü Tscheng, Pe Tscheng usw.

764 kam er zu seinem Freunde Yen Wu, der als Oberbefehlshaber in Dsiën Nan residierte. Dort blieb er nahezu zwei Jahre, als jener plötzlich starb und die Ortschaft wieder in Unruhe geriet. Seitdem saß er an keinem Ort mehr fest und führte ein stetes Wanderleben. Er wohnte bald in Dsü Dschou, bald in Kui Dschou, reiste nach Kü Tang und Giang Ling, fuhr den Yüan- und den Siang-Strom auf und ab und reiste ins Hong-Gebirge.

Sein Tod fiel in den Winter des Jahres 771. Über die Einzelheiten gibt es keine glaubhaften Nachrichten. Die einen Quellen berichten, er sei von Le Yang nach Yüo Tsü gereist, und als er dort angelangt sei, sei plötzlich Hochwasser gekommen. Gegen zehn Tage habe er hungern müssen, bis der Kreisbeamte davon erfahren, ihn in einem Boot abholt und ihn mit Rindfleisch und Weißwein bewirtet habe. Er habe sich betrunken und sei über Nacht gestorben. Nach anderen Berichten habe er eines Tages eine Bootfahrt gemacht, sich unterwegs betrunken und nicht mehr heimkehren können. So habe er in einem kleinen Wirtshaus am Ufer des Stroms übernachtet. In der Nacht sei das Wasser plötzlich angestiegen, und reißende Wellen hätten den Trunkenen im Schlafe mit fortgerissen. Eine dritte Nachricht verlegt seinen Tod nach Yüo Yang. Und andre wieder wollen sein Grab in Hong Dschou gekannt haben.

Jedenfalls ist den beiden ersten Vermutungen kein Glauben zu schenken, obwohl sie vielfach vertreten werden, — die erste sogar von den amtlichen Annalen. Denn wir besitzen ein langes Gedicht in Du Fus Werken, in dem er jenem Kreisbeamten für seine freundliche Gabe Dank ausspricht. Und in der Grabinschrift, die von Yüan Dschen verfaßt ist, steht, daß erst sein Enkel den Leichnam nach Yen Schü habe überführen können, weil sein Sohn dazu zu krank gewesen sei. Diese Inschrift stammt vom Jahre 813, das ist mehr als

40 Jahre nach dem Tode des Dichters. Also kann der Leichnam Du Fus nicht von den Wellen verschleppt worden sein.

Du Fu hat sein ganzes Leben lang Armut gelitten. Die Zeiten, in denen er kleinere Ämter bekleidete und sich über Wasser halten konnte, waren nur sehr kurz: das erstmal, als ihm seine drei Gedichte die kaiserliche Gnade brachten, von 751 bis 755, und das zweitemal, als er bei seinem Freunde Yen Wu eine bescheidene Stellung einnahm, von 764 bis 765. Die Jahre nach dem mißlungenen Examen (nach 738) in Tschang An und die auf Wanderungen verbrachten Jahre 758 bis 760 sind äußerst schwer gewesen. Er hat oft Bäume fällen müssen, um damit zu einigem Geld zu kommen, oder Kräuter sammeln, um damit seinen Hunger zu stillen. Und wir finden bei ihm eine Reihe von Gedichten, in denen er sich für die Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft seiner Freunde bedankt. Leider waren auch seine Freunde selber in dürftigen Umständen und haben es nie auf längere Zeit vermocht, Elend und Not von ihm abzuwenden. Es heißt einmal in einem seiner Schreiben an den Kaiser: „Euer Diener hat schon mit 7 Jahren gedichtet. Es ist jetzt bald 40 Jahre her. Aber er hat Kleider an, die ihn nicht ganz bedecken, und oft muß er fremde Menschen um Essen bitten. Er fürchtet eines Tages auf der Straße zu verhungern.“ Während der großen Unruhen, als seine Familie getrennt von ihm lebte, sind eins oder vielleicht sogar mehrere seiner Kinder tatsächlich vor Hunger gestorben. Kaum ein zweiter Dichter hat so viel mit materiellen Sorgen zu kämpfen gehabt.

Und wie traurig war das Wanderleben, das er aus Not führen mußte! Entweder von Unruhen und Kämpfen bedroht oder von Hunger und Kälte umgetrieben, hat er das halbe Reich durchwandert. Von seiner Jugend an durch das ganze Leben bis zu seinem Tode hat er kaum ein Jahr lang ruhig an einem Ort bleiben können. Ewig nach Glück und Verständnis suchend, zog er von Stadt zu Stadt, immer von neuem enttäuscht, immer von Armut und Elend geplagt. So ist ihm das Wandern zu einer grenzenlosen Qual geworden. Und Ruhe, Frieden, Freundschaft, Liebe, Verständnis, Gattin, Kinder, Brüder: — je länger er sich auf Wanderungen befand, desto mehr fühlte er, daß ihm dies alles entzogen war, und seine Sehnsucht stieg ins Unermeßliche. Li Tai Be, dessen Leben nicht weniger unstat war, war anders veranlagt; er fühlte sich an nichts Irdisches gebunden. Staunend begeisterte er sich für jedes Schöne und Fremde, das ihm der Tag brachte — wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß er in seiner Art im Grunde ein großer Pessimist war.

Du Fu war ein sehr unselbständiger Mensch. Ohne die Hilfe seitens seiner Freunde ist sein Leben kaum denkbar. Die erste Stellung, die ihm seine drei

Gedichte im Jahre 751 verschafften, hatte er in Wirklichkeit dem damaligen Kanzler We Giën Su zu verdanken. Durch die Verteidigung des abgesetzten Kanzlers Fang Guan erzürnte er im Jahre 757 den jungen Kaiser derartig, daß es dem Kanzler Dschang Hau, wiederum einem Freunde, nur sehr schwer gelang, ihn davor zu retten, vor das Hofgericht gestellt zu werden, was Folgen gehabt hätte, die man nur zu gut kannte. Seinem Freunde Fe Miën hatte er das Haus Tsau Tang zu verdanken, das die einzigen Sonnenstrahlen in sein Leben brachte. Yen Wu bot ihm das letzte warme Nest, bevor sein großes Wanderleben begann, von dem er erst durch den Tod erlöst wurde. Freunde, die ihm gelegentlich aus dringender Not heraushalfen, hatte er ziemlich viele.

Du Fu war ein Mensch, der in und von der Freundschaft lebte, aber er hatte das Unglück, von seinen Freunden, an denen er mit Liebe hing, immer getrennt leben zu müssen. So hat er eine Reihe von Gedichten hinterlassen, die dem Andenken Li Tai Bes gewidmet sind. Mit seiner Familie war er, soweit wir das aus seinen Dichtungen feststellen können, nur während der Zeit vereinigt, in der er das Tsau Tang bewohnte. Sonst gab es endlose Trennung, nur hie und da durch ein nur sehr kurzes Wiedersehen unterbrochen. Die Gedichte, in denen er seiner Familienglieder gedenkt, erfüllt von Sehnsucht und Melancholie, von Liebe und Einsamkeit, gehören zu den besten der chinesischen Dichtung. Ja selbst das Haus Tsau Tang, das mit so unendlich viel Liebe und Mühe errichtet und ausgebaut war und in dem er ein wenig glücklich sein konnte, hat er kaum ein Jahr bewohnt, obwohl er es vier Jahre in Besitz hatte (760—764). Die Stadt geriet oft in Unruhe, und er floh bald nach Dsī Dschou, bald nach Lan Dschou und blieb oft recht lange fort. Aber diese einigen hundert Tage genügten, um diesem Ort einen unsterblichen Namen zu verleihen. Noch heute steht ein bescheidenes Häuslein in Tscheng Du, mit dem Namen Tsau Tang benannt, an dem Ort, wo einst das geliebte Obdach des unglücklichen Dichters gestanden haben soll.

Du Fu war ein sehr schwieriger Mensch. Er war stolz, hochmütig, unbesonnen, launisch und im Grunde weltfremd. Während er in einer Anzahl von Gedichten so liebevoll seiner Freunde gedenkt, finden wir unter ihren Gedichten nur sehr wenige entsprechenden Inhalts. Selbst Yen Wu gegenüber, der sich seiner doch so liebevoll und freundschaftlich annahm, benahm er sich schlecht. Er hat ihn einmal angefahren: „Daß Yen Ting Dschī (Yen Wus Vater) solch einen Sohn haben muß!“ Dieser grobe Scherz hat ihn beinahe das Leben gekostet. Yen Wu, der äußerlich die beleidigenden Worte ruhig hinnahm, beschloß, ihn mit Dschang I zusammen hinrichten zu lassen. Nur der Mutter Yen Wus gelang es, ihn von diesem bösen Plan abzuhalten, und Dschang I starb allein.

Du Fu hielt sich für einen großen Staatsmann. Er verglich sich in seinen Gedichten einmal mit Ki und Sië, was damals mit Recht als sehr anmaßend empfunden wurde. Daß er sich auch mit den großen Dichtern Yang Hiung und Me Gau, Kü Yüan und Gia I verglich, wurde ihm weniger verübelt. Und was die Politik anbelangt, da sehen wir ja, was er in seinem Leben erreicht hat. Die Historiker sagen, und das ist richtig, er spreche oft große Worte aus, sie seien aber keineswegs zutreffend.

Fassen wir alles zusammen, so haben wir ungefähr folgendes Bild: ein unendlich gefühlvoller Mann, ein glühender Patriot und ein herzlicher Familienvater, tief bedrängt vom Geschick des Vaterlandes, vom Volkselend und von Familienmißgeschick, niedergeschlagen durch Armut und Vereinsamung, durch Verbannung und Trennung von allem, was er liebt, überschätzt er seine eigenen Fähigkeiten und empfindet doppelt bitter alles Traurige. Anlage und Schicksal bestimmen ihn, der als Persönlichkeit zu nichts berufen war, ein Dichter des Unglücks zu werden.

Und was für ein Dichter war Du Fu! Gibt es noch einen Dichter, der so viel gelesen, so viel bewundert, so einstimmig als der größte verehrt wird durch Jahrhunderte und Jahrhunderte wie er? Gibt es noch einen Dichter, der so gelesen, so gelehrt und in der Dichtkunst so vielseitig und so schöpferisch war wie er? Gibt es noch einen Dichter, dessen Name zu seinen Lebzeiten wie in der Nachwelt so unbestritten, so beständig an erster Stelle der Dichtkunst stand und steht wie er? Yüan Dschen, der selbst ein berühmter und großer Dichter war, sagte von ihm — und das ist noch oft wiederholt worden —: „Seit Menschen existieren, einen Dichter wie Du Fu hat es nicht noch einmal gegeben!“

Erstaunlich ist die Gelehrsamkeit des Dichters. Huang Lu Dschü (Huang Schan Gu; im 11. Jahrhundert) sagt: „Es gibt kein Wort in Du Fus Gedichten, das sich nicht auf eine Quelle bezöge¹. Wer seine Worte für eigene Erfindungen hält, der hat zu wenig gelesen.“ Aber es ist nicht etwa so, daß Du Fu zu unselbständig und unschöpferisch gewesen wäre und daher nur alte Redewendungen hätte benutzen müssen. Er war zu gelehrt, um nicht zu wissen, daß Ausdrücke, die anderen Menschen neu und ungebraucht erscheinen, schon längst von irgend jemand gebraucht worden sind. Und ein wahres Wunder ist es, wie solche alten Redewendungen bei ihm an Lebendigkeit und Kraftfülle gewinnen! Oft scheint es, als ob sie eben deshalb von jemand ausgesprochen oder ausgeprägt worden seien, damit sie jetzt bei Du Fu an die gegebenen

¹ Es gehört in der chinesischen Poesie mit zu den besonderen Reizen, daß sie im geheimen aus lauter Zitaten besteht, deren Stimmungshintergründe den Worten des Gedichts eine neue Tiefe verleihen.

Stellen gebracht werden und dem ganzen Gedicht einen gelehrten und kunstvollen Zug verleihen könnten.

Du Fu war in der Dichtkunst ungeheuer vielseitig. Es gibt keine Gedichtform, in der Du Fu nicht die schönsten Verse geschrieben hat. Er war auch vielseitig in der Ausdrucksweise. Er ist oft zart und lyrisch, oft schwermütig und sentimental, oft kraftvoll-mutig, oft schwungvoll-phantastisch, oft leicht und graziös, oft streng und schwer, oft natürlich-spontan, oft geziert, gewunden und gelehrt. Kurzum, er ist in jeder Richtung vollendet, sei es in der Darstellung eines bestimmten Objekts, sei es in der Erzählung innerster Gefühle, sei es in der Korrektheit der Form, sei es in der Farbenharmonie der Worte, sei es in der Unmittelbarkeit des Ausdrucks. In der schwungvollen Phantasiefülle und in der leichten, unbefangenen Darstellungsart steht Du Fu nicht hinter Li Tai Be zurück, aber in der strengen Harmonie, in der Diszipliniiertheit des Ausbaus, in der Reim-, Farben- und Bildkorrektheit ist er bei weitem überlegen.

Oft rühmt man Du Fus Dichtung darum, weil seine Gedichte meist zeitgeschichtlichen Inhalts sind und daher von historischem Wert. Diese Ideologie beruht auf der klassischen Tradition, daß man, sobald man mit poetischen Werken zu tun hat, immer auf das klassische Buch der Lieder, das Schi Ging, zurückkommen will. Gewiß, Konfuzius hat die Lieder des Schi Ging gesammelt, weil sie historischen Wert haben. Aber man darf nicht deshalb diesen Wert mit dem Wesen der Poesie verwechseln. Denn das Schi Ging war für Konfuzius vorwiegend eine Art Geschichtsbuch. Er wollte durch die Volkslieder verschiedener Länder und verschiedener Epochen die Regierung der Herrscher und den Zustand des Landes erkennbar machen, faßte sie also als eine Art vox populi auf. Deshalb aber zu sagen, daß Gedichte bleibenden Wert haben, wenn sie historischen Inhalts sind, oder umgekehrt, daß historische Gedichte die wertvollsten sind, das ist eine gewaltsame Vermengung von Historie und Poesie, eine rationalistische, aber logisch falsche Vertauschung der künstlerisch-objektiven mit der subjektiv-teleologischen Betrachtungsweise.

Betrachten wir einmal Du Fu als Dichter und Persönlichkeit zugleich, so kommen wir zu der oben schon angedeuteten Feststellung, daß die Spaltung der chinesischen Kultur sich endgültig vollzogen hat. Die Sprache hat sich so weit entwickelt und hat eine so große Höhe erreicht, daß sie jetzt ein selbständiges Dasein führt, eine eigene Kulturwelt bildet und nicht mehr nur eine Ausstrahlung der Persönlichkeit eines Einzelnen ist. Zwar muß sie oft zurücktreten, wenn sie mit der Kultur der Persönlichkeit nicht übereinstimmt — wie z. B. bei manchen Dichtern, die nicht gelesen werden, weil sie schlechte Men-

schen waren —, aber sie kann jetzt auch allein jemand zu einem Unsterblichen machen, selbst wenn er als Persönlichkeit nicht bedeutend war. Du Fu liefert hierfür ein gutes Beispiel. Die Kultur der Sprache und die Kultur der Persönlichkeiten stehen nur noch in einem mittelbaren Verhältnis zueinander.

AUS DER CHINESISCHEN LITERATUR

AUS DU FUS GEDICHTEN

ÜBERSETZT VON E. VON ZACH¹

I. Beschreibung meiner Eindrücke auf einer Reise von der Hauptstadt Tschang An nach Fong Siën Hiën (in 500 Schriftzeichen)

Du Fu, ed. Chang Chin, C. 2. 33

In Du Ling lebe ich als Privatmann, dessen Ideen trotz meines Alters nur noch einfältiger geworden sind. / Ich muß zugeben, wie ungemein töricht die Idee meiner Jugend war, mich (in meiner Besorgtheit um das Volk) mit den Ministern Ki und Sië² vergleichen zu wollen³. Natürlich wurde ich deswegen als unbrauchbar verworfen und bin in eine schwierige Lage⁴ geraten; doch nehme ich als weißhaariger Mann ganz gerne alle Mühen und Leiden in den Kauf⁵. / Erst wenn einmal der Sarg geschlossen ist, wird die Frage, ob ich Gutes gewollt habe, sich entscheiden; jedenfalls suchte ich stets meine Absicht, dem Volk helfen zu wollen, zu verwirklichen. / Bis zum Tode werde ich nicht aufhören, das arme Volk zu beklagen und meinen heißen Gefühlen durch Seufzer Luft zu machen. / Und wenn ich von den Männern gleicher Bildung ausgelacht werde, singe ich ein begeistertes Lied, wodurch sich meine Erregung nur noch weiter steigert! /

Man glaube nicht, daß ich etwa keine Sehnsucht nach Strom und Meer (d. h. nach Einsamkeit) hätte, um in erhabener Zurückgezogenheit von der Welt⁶ meine Tage und Monde zu verbringen: / Aber ich bin geboren in der Zeit eines Herrschers wie Yau und Schun und kann es nicht über mich bringen, mich von ihm für immer zu trennen⁷. /

Fehlt es jetzt etwa an genügendem Material, wie es der Hof zum Aufbau der Regierung braucht? / (Wenn ich dem Kaiser in Treue dienen will, ähnlich) wie Malven und Bohnen⁸ der Sonne sich zuneigen, so ist dies ein natürlicher Instinkt, der mir gewiß durch niemand genommen werden kann. / Rechne ich mich doch selbst zu den kleinen Ameisen, die nur ein Loch für sich suchen⁹. / Wozu muß man dem großen Walfisch nacheifern und die Meere stolz durchqueren wollen? / So verstehe ich das Prinzip des Lebens und schäme mich allein, die hohen Beamten fortwährend mit Bitten (um Verwendung) zu belästigen. / Daher habe ich bisher beharrlich geschwiegen, möchte aber doch nicht gerne im Staube untergehen. / Bis ans

¹ Die Übersetzung der beiden Gedichte, die sich auch in Florence Ayscoughs Tu Fu, S. 189ff. und 268ff. finden, ist lange vor Veröffentlichung dieses Buchs hier eingetroffen. Irgendwelche Abhängigkeit vom dortigen Text ist, wie ein Vergleich übrigens auch von selbst ergibt, vollkommen ausgeschlossen. (Anm. des Herausgebers.)

² Legge III 43, IV 465, 631; Du Fu, Prosa C. 1, 17. / ³ Legge I² 195. / ⁴ T. of T. I 173. / ⁵ Legge IV 49.

⁶ Wen Süan, C. 43, 25. / ⁷ W. S., 16, 31. / ⁸ W. S., C. 37, 15. / ⁹ sc. um darin ruhig zu arbeiten (d. h. ich wäre mit einer kleinen Stellung zufrieden).